Paramount in Palästina

Eike Geisel über die Fernseh-Biographie „Golda Meïr"

Der Publizist Eike Geisel, 37, hat sich vielfach mit jüdischer Sozialgeschichte (Dokumentation „Im Scheunenviertel") und Problemen des Zionismus beschäftigt.

Handschriftlich war auf dem Briefumschlag notiert: „Nach meinem Tod, Golda Meïr."

Das Kuvert enthielt ein kurzes Schreiben, in dem es hieß: „Ich wünsche keine Lobreden auf mich, nicht zu Lebzeiten und erst recht nicht hinterher."

Unter den ersten, die sich über diesen letzten Wunsch der Anfang Dezember 1978 gestorbenen ehemaligen israelischen Ministerpräsidentin hinwegsetzten, war der von Golda Meïr verachtete ägyptische Präsident Sadat. Gestern noch Todfeind, war er gleich mit einer überschwenglichen Eloge zur Stelle. Golda Meïr mißtraute immer seinen Friedensbeteuerungen, hielt ihn aber für einen guten Schauspieler: Sie sei sich nicht sicher, bemerkte sie nach Sadats Jerusalem-Reise, ob er dafür den Friedens-Nobelpreis verdient habe, für einen „Oscar" käme er aber sicher in Frage.

Nun hat es Golda Meïr, zwar nachträglich und indirekt, doch ereilt: Dieser Tage wurde der kürzlich verstorbenen Ingrid Bergman für ihre schauspielerische Leistung in dem dreistündigen TV-Film „A Woman called Golda"* in den USA der „Emmy", eine Art Fernseh-„Oscar", postum verliehen. Nach einem erfolglosen Broadway-Theaterstück (mit Anne Bancroft als Golda Meïr) ist die vier Millionen Dollar teure Paramount-Produktion der zweite Kunst-Versuch über das Leben der israelischen Politikerin und die letzte Rolle der Ingrid Bergman.

Israel ist zum Hit der Nachkriegszeit, zum Medienereignis der Epoche geworden. Wie von selbst bietet sich da eine Personality-Show für den abendfüllenden Geschichtsunterricht an: Eine Frau macht Geschichte, lautet in Abwandlung eines älteren Unsinns die neue Botschaft der Paramount-Pädagogen.

Daß Golda Meïr für den Feminismus wenig und für dessen melodramatische Kommerzialisierung schon gar nichts übrig hatte, das haben sie clever ignoriert. Mehr noch: Sie wissen, was der Feminismus braucht. In Ingrid Bergman erschien ihnen auf wundersame Weise ein progressives Markenzeichen, unter welchem sich Golda Meïr verkaufen ließ. Und dieses trade-mark lautet: Kinder, Karriere, Krebs – die drei K's eines erfüllten Frauenlebens. Das Reklamekalkül ging auf, und prompt schrieben von „Bild am Sonntag" bis „Stern" die Reporter nach einem Dreh-Besuch bei Ingrid Bergman, als hätten sie mit Hildegard Knef geplaudert. Daß das lange TV-Lied von der tapferen Frau, die Eloge auf die „Urmutter Israels" und die Mannschaft der Gründerväter mit wundervollen Dissonanzen durchsetzt ist, dafür sorgt allein Ingrid Bergman.

Daß die Absicht der Produzenten durchkreuzt wurde, aus Golda Meïr auch noch die Mutter der Kompanie, nämlich der Haganah, zu modeln, das ist allein der Darstellungskraft der Bergman zu verdanken. In ihren schlechtesten Momenten meint man, Ruth Leuwerik als jüdische Königin Luise vor sich zu haben, und in ihren besten vergißt man unwillkürlich, daß hier die Geschichte einer Protagonistin der zionistischen Bewegung erzählt werden soll. Man sieht nur eine wundervolle Frau, die Ingrid Bergman ist und sonst niemand.

So souverän können sich die anderen Akteure im jüdischen Disneyland, als welches Paramount uns Palästina/Israel präsentiert, nicht aus der Affäre ziehen. Als Schauspieler sind sie ausnahmslos alberne Parodien ihrer historischen Vorlagen. Wenn für wenige Sekunden ein gedoubelter Nixon wie ein nervöser Goldhamster auf dem Bildschirm erscheint, dann mag für diesen garantierten Lacheffekt hauptsächlich das Original verantwortlich sein.

Der Auftritt Sadats in Jerusalem, kurz vor Ende des Films, gerät schließlich zum Beweis dafür, wohin die platte Imitation lebender oder toter Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, wohin ein halbdokumentarisches Drehbuch führen kann: zu einer ganzen Klamotte. Die Szene wird zum Karneval – Sadat in der Rolle eines levantinischen Schlitzohrs verliest eine Adresse an die verfeindeten Parteien, und auf deutsch klingt es wie Egon Franke zum 17. Juni.



Politikerin Golda Meïr
„Kein Lobreden hinterher"

Wie in der Operette kriegen sich alle am Schluß. Golda Meïr schickt die Festgesellschaft ins Bett, weil es schon spät ist, und zieht sich zurück: „Herr Präsident, ich sage einfach gute Nacht." Vorhang. Nur gut, daß Ingrid Bergman diesen Schluß nicht singen muß.

Während in einer guten Operette sich erst gegen Ende die vielen Schwindeleien, die kleinen Intrigen, die großen Verwechslungen und die bösen Verirrungen zum ironischen guten Ende auflösen, geht es hier vergleichsweise aufrichtig von Anfang an zu. Die Guten sind immer die Guten, die Bösen immer die Bösen.



Darstellerin Ingrid Bergman
„Ich sage einfach gute Nacht"

Den professionellen Verflachungsschützern beim ZDF war, wie sich bei einer Pressevorführung herausstellte, nicht einmal aufgefallen, welche Simplifikationen der Film enthält – weder der skandalöse Umstand, daß die Palästinenser nur mit einem Nebensatz in dem Drei-Stunden-Opus vorkommen, noch die Unterschlagung der Rolle der Sowjet-Union als Geburtshelfer des israelischen Staates. Die Sowjet-Union darf nur der Bösewicht im Nahost-Spektakel sein, alles andere wäre zu kompliziert.

Mit den ausgelutschten Spannungseffekten einer Krimi-Serie beginnt der erste Teil der TV-Biographie. Doch die Polizei rast nicht durch die Straßen von San Francisco, sondern sie eskortiert die Limousine von Golda Meïr durch Milwaukee. In ihrer ehemaligen Grundschule hat sich einiges geändert: Vor einem halben Jahrhundert lernten dort die Kinder ostjüdischer Einwanderer,

* 3. Oktober 21.25 Uhr und 4. Oktober 21.20 Uhr im ZDF.

Ein halbes Jahrhundert
Literatur-
und Zeitgeschichte
aus erster Hand.

Clara Malraux
Das Geräusch meiner Schritte



336 Seiten/Ln. 34.–

**»Das Schlimmste im Leben ist,
nicht teilzunehmen.
Ich habe teilgenommen.«**
CLARA MALRAUX

**»Die Memoiren einer erstaunlichen Frau,
die wahrlich etwas zu sagen hat...
Erinnerungen an viele Erfahrungen, bittere,
schreckliche, traurige und auch schöne –
Erinnerungen an ein gelebtes Leben.«**
DIE ZEIT

Scherz Verlag

jetzt büffelt dort der Nachwuchs des schwarzen Proletariats.

Die Ministerpräsidentin wird mit der israelischen Nationalhymne empfangen, und anschließend dürfen die Kinder an Golda Meir jene Fragen stellen, die man auch Erwachsenen in TV-Talkshows leider nicht verbieten kann. Von nun an sieht der Zuschauer hauptsächlich gespielte Rückblenden und von Golda Meir/Ingrid Bergman kommentierte Dokumentarfilmsequenzen, bis der Film im zweiten Teil wieder seinen Ausgangspunkt Mitte der siebziger Jahre erreicht hat.

Die Schüler dürfen also fragen, und die Politikerin antwortet. Danach wissen sie und wir: Auch Großmütter haben klein angefangen. Die Kindheit im jüdischen „Stetl" Rußlands wird eingeblendet, ein Halbsatz fällt über die Armut, ein nächster über Pogrome. Daß es deprimierend war, das erfährt der Zuschauer dieses Schulfernsehprogramms durch die düstere Begleitmusik. (Die Kulissen für das jüdische „Stetl" wurden – Ironie der Geschichte – am Rande von Jaffa errichtet, einem ehemaligen Hafenstädtchen, heute Vorort von Tel Aviv mit Touristennepp, das viele palästinensische Flüchtlinge als Geburtsort angeben können.)

Die kleine Golda Mabowitsch wird von ihrer älteren Schwester Schejna schon früh in zionistischer Programmatik unterrichtet, was etwa so behutsam geschieht wie die politische Mobilmachung der Kleinen in den Kinderläden der Protestbewegung, politisch engagiert hat sie sich später trotzdem.

Von ihrer Jugend in den USA, wohin die Familie ausgewandert war, erfahren wir außer einer neckischen Liebesgeschichte nichts. Golda Mabowitsch verlangt allerdings von dem schüchternen Mann ein wenig viel: Er soll nicht nur sie lieben, sondern auch noch Palästina. Sonst würde sie nicht Mrs. Myerson. Der Zuschauer spürt gleich: Dieser *ménage à trois* zwischen einem linkischen Brillenträger, einer politischen Vision und einem aufgeweckten Fräulein, das kann nicht gutgehen.

1917, im Jahr der Balfour-Deklaration, wird geheiratet, ein Ereignis, das der um Symbolik für Analphabeten ansonsten so bemühte Regisseur (Alan Gibson) wohl nur deshalb ausgespart hat, damit wir den Buchhalter und Liebhaber der Poesie Morris Myerson nicht zu häufig zu Gesicht bekommen. Wir würden dann nämlich entdecken, daß der Maskenbildner in einer humanen Regung dem Dr. Spock vom „Raumschiff Enterprise" die Ohren kupiert hat, damit er wie ein richtiger Mensch nach Palästina ausreisen kann.

1921 ist es soweit. Wie es sich für junge Pioniere gehört, versuchen es die beiden gleich in einem Kibbuz. Es geht schief, obwohl sie die Probezeit bestehen. Unter lauter „Muskeljuden" – wie sie der zionistische Theoretiker Max

Nordau gefordert hatte anstelle der verachteten „Luftmenschen" – muß Morris der Versager vom Dienst werden. Golda, als junge Frau gespielt von Judy Davis, steht hier ihren Mann, im Hühnerstall wie bei der Verteidigung. Eine harte, aber heile Welt, lauter Helden und Hora-Tänzer.

Morris, hämisch als Schwächling gezeichnet, drängt mit der bewundernswerten Einsicht, die von Groucho Marx stammen könnte, darauf, die Kollektivsiedlung wieder zu verlassen: „Jeder Kibbuz würde pleite gehen, der mich als Mitglied aufnähme." Sie ziehen nach Jerusalem, Golda Myerson bringt zwei Kinder zur Welt und hält das bedrückende Familiendasein für die schlimmste Zeit ihres Lebens. Dann begegnet sie plötzlich wieder Ariel, einem Genossen aus dem Kibbuz, der sie überredet, sich in der Gewerkschaft und der Arbeiterpartei zu engagieren. Damit beginnt der Weg, der sie über viele Stationen schließlich – als alte und ihre schwere Krankheit verbergende Frau – auf den Ministerpräsidentenstuhl führt.

Ariel, eine fiktive und aus mehreren politischen Weggefährten Golda Meïrs zusammengesetzte Person, spielt im Film die psychologische Rolle des gleichnamigen Waschmittels. Bei seelischer Temperatur darf Golda hier ihr privates Problembündel einweichen. Als die Uno 1947 die Teilung des Landes beschließt, kreuzen sich die Wege von Morris und Golda noch einmal. Am Rande einer tanzenden und singenden Menge treffen die beiden aufeinander. Golda: „Oh, Morris . . ." Morris: „Tja, dann . . ."

Das war's. Der Rest ist Gegenwart. Denn wie wir wissen, war die Regierungszeit von Golda Meïr (die bei ihrem Amtsantritt als Außenministerin dem Hebraisierungsfanatiker Ben-Gurion zuliebe ihren Familiennamen geändert hat) nur ein Glied in der Kette von Ereignissen, die zwangsläufig neues Unheil über die Palästinenser, den Israelis jedoch keinen Frieden gebracht haben.

Der Wechsel von der jugendlichen Meïr-Darstellerin zu Ingrid Bergman ist der Aufstieg vom Gesicht zur Physiognomie. (Auch die wirkliche Golda Meïr, deren Bild wir im Film nie zu Gesicht bekommen, besaß nicht das ausdruckslose Babyface der Berufspolitiker.)

Die Zeit ist noch nicht gekommen, vielleicht aber auch unwiederbringlich dahin, wo Politiker den Regungen gehorchen könnten, die das Mienenspiel der Bergman so unvergleichlich andeuten: der Humanität.

Von Golda Meïr stammt der schlimme Satz, sie könne bei dem Gedanken nicht einschlafen, daß wieder ein arabisches Kind geboren werde, aber kein jüdisches. Im Gesicht der Bergman können wir den vergeblichen Wunsch ablesen, daß Golda Meïr anders gedacht haben möge: nicht einschlafen zu können, weil wieder ein arabisches Kind sterben muß. ◆

